Für einen Dienstverweigerer

Autor(en): **Romain, Jules**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **29 (1935)**

Heft 4

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-136713

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Auf dieſer Linie iſt eine unendlich reiche Entfaltung des Gedankens und der Tat möglich. Aber ſie haben doch nur Wert, wenn ſie ſich immer wieder auf dieſe Linie beziehen, und zwar, weil wir es mit dem *lebendigen* Gott zu tun haben, der in der konkreten Wirklichkeit waltet, auf das, was im heutigen Weltgeſchehen von Gott aus nach Geſtaltung für ſein Reich ringt. Das aber tritt im *Sozialismus* hervor, dieſes Stichwort weit und tief gefaßt, und hier beſonders im Ringen mit dem Mammon und mit der Gewalt, die im Kriege gipfelt. Wer nicht dieſe Aufgaben anfaßt, kommt mit allem ſchönen Tun von Gott und ſeinem Reiche ab und verliert ſeinen Segen. *Hier* ſollen wir Gottes Willen tun, *hier* arbeiten und auch kämpfen! Alles andere iſt Willkür und Spiel.

Anders gewendet: es kommt nicht darauf an, daß heute mit Eifer und Enthuſiasmus allerlei Schönes und Gutes getan werde, ſondern auf die Befolgung einer einfach-großen Linie: der Wiedergeburt der Sache Chriſti unter uns und in uns aus der Not und Verheißung gerade unſerer Zeit. Das iſt, wenn wir es ſo nennen wollen, die neue Reformation der Chriſtenheit. Hier iſt, wie wir auch ſagen dürfen, das Werk Zwinglis und Calvins weiter zu führen. Das iſts, worauf es ankommt. Und hier iſt auch der Punkt, wo die religiös-ſoziale Bewegung einſetzt. Es iſt der zentrale Punkt, zu dem alles hinführt. *Leonhard Ragaz.*

(Schluß folgt.)

Für einen Dienſtverweigerer.

Vorbemerkung: René Gerin, ein ehemaliger Frontkämpfer, verweigerte den Militärdienſt, indem er den Einrückungsbefehl zurückwies und ſtand dafür am 27. Dezember zu Besançon vor der 14. Strafgerichtskammer. Dort wurde die folgende Erklärung geleſen. Jules Romain gehört zu den bedeutendſten franzöſiſchen Schriftſtellern der Gegenwart und iſt in der Politik keineswegs ein Vertreter der Linken.

Genützt hat freilich ſein Einſtehen direkt nichts. René wurde zu einem weiteren Jahr Gefängnis verurteilt. D. Red.

Das Problem, das durch den Fall von René Gerin geſtellt wird, iſt für jedermann ſehr ſchmerzlich. Ich möchte nicht, daß die Männer, die darüber zu urteilen berufen ſind und die gewiß ein gutes Herz haben, glaubten, ich verkenne die außerordentliche Schwierigkeit ihrer Stellung und den Ernſt des Gewiſſenskampfes, den es für ſie bedeutet. Wir ſtehen wirklich vor einer jener tragiſchen, furchtbaren innern Zwieſpalt erzeugenden Antinomien, die gerade der Fortſchritt des ſittlichen Empfindens von Zeit zu Zeit in der Geſchichte der Menſchheit auftreten läßt und vor denen auch die Beſten das Recht haben, zu fragen: „Was ſollen wir denn tun?“

Ich verſuche mich an die Stelle des Richters zu ſetzen. Auch er erinnert ſich des letzten Krieges. Er weiß, was zu einem modernen

Krieg gehört und wird nicht unwillig, wenn man ihm ſagt, daß er das größte aller denkbaren Verbrechen iſt. Auch er hat ſeine gleichaltrigen und jüngeren Kameraden fallen ſehen. Er hat noch nicht vergeſſen, wie er ſelbſt in den letzten Zeiten des Krieges und in den erſten Zeiten des Friedens gedacht hat. Er erinnert ſich der feierlichen Schwüre, mit denen man gegen die Truppen ſo freigebig war: „Ihr ſchlaget euch, um die Menſchheit für immer von dieſer Geißel zu befreien.“ Er hat keine Mühe, ſich die zornige Erregung zu vergegenwärtigen, die ihn etwa gegen Weihnachten 1918 erfaßt hätte, wenn ihm einer erklärt hätte: „In etwas mehr als einem Dutzend Jahren wird man nur noch daran denken, dieſes Abenteuer zu wiederholen, in einer noch ein bischen ſchrecklicheren Form, dank den Fortſchritten der Technik, und einer der Frontkameraden wird verfolgt werden, weil er ſich geweigert hat, das Schriftſtück anzunehmen, das ihm ſeinen neuen Platz in der neuen Kataſtrophe anwies.“

Nicht wahr, es iſt unnötig, die Stimme ſtärker zu erheben? Jeder braucht darüber bloß ſein Herz zu befragen. Jeder braucht bloß in ſich ſelbſt an der Scham zu würgen, die uns, die Männer dieſer Zeit, überfällt, wenn wir daran denken, daß es uns nicht gelungen iſt, den Frieden zu begründen, daß wir den Tod von Millionen unſerer Brüder und Kameraden zu einem vergeblichen haben werden laſſen und daß keinem Denkmal des „Unbekannten Soldaten“ in Frankreich und in der ganzen Welt ſich ein Zug naht, der da ſpräche:

„Wir bringen dir endlich das, was du hoffteſt, als du ſtarbeſt.“

Ich weiß auf der andern Seite auch, daß der Richter, wie wir ſelbſt, die ſehr beunruhigenden Töne vernimmt, die von jenſeits der Grenzen zu uns dringen. Auch wenn er glaubt, daß die Drohung ſich beſeitigen oder hinausſchieben laſſe, ſo ſieht er doch, wie benachbarte Länder ſich verſteifen, ihre ganze Energie zuſammenfaſſen. Er denkt daß das nicht der Augenblick für Frankreich ſei, ſchwach zu erſcheinen und daß man, wenn man das Beiſpiel der individuellen Dienſtverweigerung ſich fortpflanzen ließe, bloß die Gefahr vermehren würde und nicht die Ausſicht auf Frieden.

Da möchte ich nun zunächſt betonen, daß René Gerin meines Wiſſens nie für die Dienſtverweigerung *geworben* hat. Er hat ſich damit begnügt, in tiefem Ernſt, ohne Lärm oder theatraliſche Haltung das zu tun, was ihm als heilige Pflicht erſchien, das, was er nicht glaubte unterlaſſen zu dürfen, ohne ſich in ſeinen eigenen Augen zu entwürdigen. Vom Geſichtspunkt der Staatsraiſon aus, die allein ein ſolches gerichtliches Vorgehen rechtfertigt, bedeutet das einen großen Unterſchied. Und wenn ich ganz ausſprechen ſoll, was ich denke, ſo möchte ich ſagen, daß es gerade von Seiten der Behörden Weisheit wäre, dieſen Unterſchied bis zum Aeußerſten praktiſch herauszuſtellen.

Ich habe bei Anlaß des Falles René Gerin wieder den rührenden und wunderbaren Briefwechſel zwiſchen dem jüngeren Plinius und Kaiſer Trajan geleſen. Sie erinnern ſich gewiß, meine Herren, der ſo ehrenhaften Nöte, die dem Plinius als Proconſul von Bythinien die Frage der Chriſten bereitete. Er weiß, daß die Chriſten, auch ohne es zu wollen, die Ordnung und Feſtigkeit des Reiches bedrohen, indem ſie Gärungskeime verbreiten, welchen weder die Religion noch die geſellſchaftliche Struktur der antiken Welt widerſtehen konnten. Er weiß, daß ſeine Pflicht iſt, die Chriſten zu verfolgen und zu ſtrafen. Aber im Grunde ſeines Herzens hegt er Achtung vor ihnen, und er fühlt vielleicht undeutlich, daß ſie die Zukunft für ſich haben, daß ſie das künftige Gewiſſen des menſchlichen Geſchlechtes für ſich haben.

Der Kaiſer aber antwortet ihm auf die denkbar weiſeſte und humanſte Art. Er ſagt ihm im Weſentlichen dies: „Spüre den Chriſten nicht nach. Wenn ſie dich aufſuchen, wenn ihre Tätigkeit aufreizend iſt, dann biſt du freilich verpflichtet, gegen ſie vorzugehen. Sonſt aber verſuche, ihretwegen die Augen zu ſchließen."

Ich begnüge mich nicht damit, zu glauben, daß in einer Zukunft, die vielleicht weniger ferne iſt, als wir denken, die Kriegsdienſtverweigerung eine ſittliche Selbſtverſtändlichkeit ſein wird, ſei's, daß es den Staaten gelungen iſt, den Krieg endgiltig auszuſchließen und das individuelle Gewiſſen bloß eine neue Ordnung widerſpiegelt, ſei's, daß vor einem fortgeſetzten Verſagen der Staaten eine wachſende Anzahl von gerechten Seelen, geſtützt durch alle religiöſen Kräfte und alle Kirchen, endlich die Kraft gewinne, der kollektiven Moral ein wirkſames moraliſches Veto entgegenzuſetzen. Die Menſchen jener Zeit werden eine ebenſo lebendige Vaterlandsliebe zeigen als wir, aber eine, die *reiner* iſt; ſie werden es ebenſo ſinnlos finden, daß ſein Vaterland lieben, ſo viel bedeute, als für es zu töten, wie wenn man zu uns ſagte, daß unſere Liebe zu unſerer Mutter oder zu unſerer Frau nicht vollkommen ſei, bevor wir, um ſie zu beweiſen, bereit ſeien, zu töten. Und wenn zufällig dieſe meine Worte in ihre Hände geraten, werden ſie ſich verwundern, daß ich mir ſo viel Mühe mache, eine Sache auseinanderzuſetzen, die in ihren Augen ſelbſtverſtändlich iſt, ganz ſo wie wir uns verwundern, daß Voltaire ſo viel Beredſamkeit habe aufwenden müſſen, um den Menſchen ſeiner Zeit das Zugeſtändnis abzuringen, daß man ein Proteſtant ſein könne, ohne ein ſchlechter Kerl zu ſein.

Aber die Menſchen unſerer Zeit, und vor allem die, welche einen Teil der öffentlichen Gewalt in den Händen haben, ſind durchaus berechtigt, mir zu ſagen, daß ſie Pflichten gegen die heutige Ordnung hätten, gegen die heutige Auffaſſung von Vaterland, daß ſie den Auftrag hätten, ſie zu wahren und daß dies für ihr Gewiſſen auch ein ernſthaftes Anliegen ſei. Gerade ſo, wie der jüngere Plinius ſeine

Pflichten als römiſcher Proconſul des zweiten Jahrhunderts ernſt nahm. Ich begreife ſie und achte ihre Bedenken. Nur erlaube ich mir das Eine: Sie von Herzensgrund, im Namen der Menſchlichkeit, deren Weg nicht morgen zu Ende ſein wird, zu bitten, Ihren Spruch doch nicht ohne Rückſicht auf die Zukunft zu fällen und an den weiſen Kaiſer Trajan zu denken, dem ſeine Antwort an Plinius noch nach achtzehn Jahrhunderten fortfährt Ehre zu bereiten. *Jules Romain.*

Worte.

Warnung vor Selbſtüberhebung.

Ich fahre fort, ſo wohl und geſund zu ſein, daß, wenn ich auch auf alles Einzelne an mir achtgeben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Es iſt vielleicht unrecht, das ſo zu ſagen und das Schickſal gleichſam herauszufordern. Man ſcheut ſich gemeinhin, die Dinge zu *berufen.* Großenteils iſt das Aberglauben, aber nicht ganz. Wann dies Rühmen mit etwas Gutem mit einer vermeſſenen innern Zuverſicht oder mit großer und angſtvoller Bangigkeit vor dem Umſchlagen verbunden iſt, ſo ſchlägt es wirklich leicht um. Man nenne es eine Strafe Gottes, oder man glaube, daß es ein für allemal in der ſittlichen Weltordnung ſo eingerichtet ſei, *daß das ſich Erhebende wieder gedemütigt werden muß,*[1]) ſo iſt die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt ſie, ſie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen; viele haben ſie in denkwürdigen Sprichwörtern, andere in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt.

Wilhelm von Humboldt.

(Dieſes Wort eines großen Deutſchen ſtammt aus ſeinen *„Briefen an eine Freundin"*, einem Buch, deſſen Leben und Reichtum nie verwelken werden. Es iſt im Jahre 1830 geſagt. Am 8. April feierte man Humboldts hundertjährigen Todestag. Heute wäre er im Konzentrationslager oder im Exil. Aber es gab, und gibt auch heute noch, ſolche Deutſche.)

Zur Weltlage

Jenes neue und beherrſchende Ereignis, das bei unſerem letzten Ueberblick fehlte, iſt nun diesmal ſehr unzweifelhaft vorhanden. Der Teufel, deſſen Spiel wir letztes Mal zu verfolgen ſuchten, wenigſtens auf der politiſchen Linie, hat plötzlich mit Eclat einen Haupttrumpf auf den Tiſch geworfen und damit ein Erdbeben erzeugt. Jetzt tritt klar, groß und unausweichlich

---

[1]) Von der Redaktion geſperrt.